

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 205 (1932)

Artikel: Vom besten Tröpfchen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom besten Tröpfchen.

Eine Schalksgeschichte.

Pater Augustin war Kellermeister. Er brachte das beste Tröpfchen ans Licht, bot es feierlich dem Ehrengäst und lauerte mit zärtlicher Spannung darauf, welch ein Laut des Entzückens den verständig kostenden Lippen entfuhr. Dem Gast gegenüber sitzend, genoß er selbst mit doppelter Andacht, da sich seine Freude in des anderen Genuss zuspitzte, ja verhundertfachte. Erst nach gebührender, schweigender Trinkerandacht wurde Pater Augustin gesprächig und ließ die Stimmung in irgendeiner Schalksgeschichte ausklingen, wie sie von jher das Refektorium erheiterte, so daß gemütvolle Bäuche vor Lachen wackelten und breite Wangen sich weiteten. Der Pater erzählte, seine Auglein blinckten und blickten, seine weinfeuchten Lippen spitzten sich so vergnügt genießerisch, daß die von überall her stammenden Schalksgeschichten dem dankbaren Gast mundeten wie der Wein.

„In der Moselgegend,“ erzählte Augustin, „wo die Rebenhügel tanzen und der Fluß dazwischen gegen Abend das Sonnenfeuer so in sich auffaugt, daß sein Wasser funkelt, als hätte es unser Herrgott soeben in Wein verwandelt, in dieser gesegneten Gegend besaß Gevatter Maaßer schöne Weinberge. Es galt dafür, daß in seinem Keller das beste Tröpfchen heranreiste, jahraus, jahrein. Über der Maaßer war berühmt geizig. Er gab nichts zu verlosten; er spendete nichts zur Weinlese, was heilig Brauch und Sitte ist.“

Das verdiente Unwillen und Spott.

Als man wieder einmal über den Geizhals am Wirtstisch schimpfte, erhob sich ein Gesell, der gerne den Schalk spielte, Anselm mit Namen. Der wetzte, er würde nicht nur sich bei Maaßer mit dem besten Tröpfchen besaufen, sondern auch noch ein Tönnchen von diesem guten Tropfen mitbringen, die Zechgenossen in der Runde leben zu lassen. Die Wette lief hoch, denn die Zähigkeit des alten Geizhasses war bekannt.

Anselm, ein starker, verwegener Bursch, führte sich bei Maaßer als Beauftragter eines reichen Käufers ein. Er solle nach entsprechendem Verlösten des Gevatters bestes Tröpfchen erwerben.

Da er Gold im Beutel klimpern ließ, ging Maaßer mit ihm in den Keller, öffnete den Hahn am wichtigsten Faß und ließ vorsichtig in einen Becher so viel oder vielmehr so wenig laufen, daß es etwa einen Fingerhut hätte füllen können. Diesen Fingerhut voll setzte Anselm bedächtig an die Lippen. Doch kaum spürte er den Wein auf der Zunge, da ließ er den Becher fallen und schnitt ein Gesicht, als sei es Essig gewesen. Dann fing er zu leuchten und zu krächzen an.

„Oho“, meinte der Maaßer erstaunt.

„Der Wein,“ sagte Anselm endlich, als er sich ausgeräuspert hatte, „der Wein, Gevatter, hat einen Stich, der einem durch und durch geht. Mit dem Faß blamieren Sie sich und mich auch.“

Der Gevatter antwortete rasch: „Den üblichen Geschmack hatten Sie gewiß im Munde. Nun soll mein Wein schuld sein. Probieren Sie nochmals!“

Anselm leerte kopfschüttelnd und Gesichter schneidend das Fingerhütchen. „Da müssen Sie mir schon gestatten, das Faß näher zu untersuchen. Es ist etwas nicht richtig damit. Daher der Nachgeschmack. Erlauben Sie mir! Das muß von unten her am besten zu beurteilen sein.“

Ohne die Antwort abzuwarten, kniete Anselm nieder und prüfte anscheinend das Holz. Ziemlich eingehend und langsam. Aber ehe Maaßer sich's versah, hatte der flinke Bursche zwei Löchlein ziemlich weit auseinander in die Dauben gebohrt.

„Sie Lumpenhund, was haben Sie gemacht!“ schrie der Alte, als der Wein aus den Bohrlöchern zu fließen begann.

Frech erwiderte Anselm: „Sie können ja die Löcher mit Ihren Fingern zuhalten.“

Und Maaßer hielt die Löcher mit beiden Händen zu, die Arme ausgestreckt, verzweifelnd nach Beistand schreiend. Anselm ließ sich dadurch nicht im geringsten stören. Er suchte ein leeres Tönnchen, füllte es baß und füllte den eigenen Bauch bei selber Gelegenheit.

„Verflucht!“ schrie Maaßer, wie angeklebt mit den Händen an den Löchern unten im Faß.

Freudlich angetrunken, nickte Anselm: „Auf Ihr Wohl!“

„Malefizkerl!“ fluchte der andere.

„Ein gesegnetes Tröpfchen!“ rief der Bursch, und so ging es eine Zeit, bis Anselm mit dem geraubten, gut verspundeten Tönnchen ver-

schwand. Mit nicht geringem Jubel empfing die Gesellschaft ihn am Wirtstisch. Unterdessen tobte Gevatter Maazter noch lange im Keller, bis endlich sein Geschrei einen Knecht herbeirief, der die Löcher zuschmierte und den Alten befreite.

Mußte Anselm auch für den Unfug ein kleines Strafgeld erlegen, er hatte mit der Wette doch ein Geschäft gemacht, und da er sein Mütchen an diesem Heizfragen gefühlt, standen die Lacher auf seiner Seite."

Die lustige Witwe.

„Tanzen Sie, bitte, nicht so schnell! Sie sehen doch, daß ich Witwe bin!“

Aus einem Aufsatz.

In einer Mädchenschulklasse ist das Thermometer behandelt worden, und die Lehrerin läßt darüber einen Aufsatz schreiben. In einer Arbeit steht folgendes: „Wenn es friert, zieht sich das Quecksilber auf einen Ort zurück, den man gewöhnlich mit Null bezeichnet!“

Moderner Himmel.

Die Religionslehrerin fragte die Klasse: „Könnt ihr mir sagen, wo ihr alle hinkommt, wenn ihr immer sehr brav seid?“ — „Ich will euch beschreiben, wie es dort aussieht: Es ist ein riesengroßer Raum, dessen Decke von goldenen Pfeilern getragen wird; die Luft dort ist voller Wohlgerüche, und es ertönt fortgesetzt eine sanfte, unbeschreiblich schöne Musik.“ — Da rief ein kleines Mädchen strahlenden Auges: „Das Kino!“

Trost.

„Denken Sie, Frau Hochpintner, das Baby meiner Tochter Anne Marie wiegt kaum fünf Pfund.“

„Mein Gott, was wollen Sie. Für die zwei Monate, die Ihre Tochter erst verheiratet ist, kann man doch nicht mehr verlangen“, tröstete die Nachbarin.

Merkwürdiger Widerspruch.

Das iß doch g'spässig mit dene Wybervölcher; bevor sie zwänggi sñ, hei sie geng Angscht, es nähm se eine, u so wie sie drüber sñ, hei sie Angscht, es nähm se e keine!

Ein „volkstümlicher Abend“ im Berner Radio.

Von Felix A. Vitali.

Wenn am Samstag das Radioprogramm ins Haus kommt, setzt sich der Bauer auf die Ofenbank und studiert es. Hinter die Tage, an denen ein volkstümliches Programm gesendet wird, setzt er ein Kreuz. Auf dem Lande ist der volkstümliche Abend das Schönste am Radio. Der Sprecher von Radio Bern schildert hier den Lesern des „Hinkenden Boten“, wie ein volkstümliches Programm entsteht. Er hat auch die Helgen gezeichnet.

Ich habe früher das Jodeln nicht ausstehen können, denn ich bin in der Stadt aufgewachsen, und dort läuft man dem Jazz nach. Vor drei Jahren — ich wußte damals noch nicht, daß ich Radio-Sprecher würde — verbrachte ich einige Ferientage auf der Meglisalp am Fuße des Säntis. Dort habe ich den Sennen zugehört, wenn sie beim Zunachten mit langen Jodelrufen das Vieh aus den Felsen zum Melken riefen. Die vielstimmigen, bald laut und voll aus der Brust, bald leise und weich durch die Kehle gezogenen Jodelrufe, die von den Wänden und Klüften weiter getragen wurden und denen die Herdenglocken antworteten, hatten in den Bergen eine starke Wirkung auf mich. Ich hatte bisher die Jodeler nur in Festhütten oder im Wirtshaus gehört. In der Meglisalp, wo ich den Zweck des Jodels sah und seine Verwachsenheit mit dem Berg erlebte, lernte ich ihn auch verstehen. Mit der Ländlermusik ist es mir ähnlich ergangen. In unseren Städten sind eben die schönen Bräuche des Landvolkes und seine Musik nichts anderes als Attraktionen geworden. Man veranstaltet Jodelkonzerte und verlangt dafür einen Eintrittspreis wie im Kino oder im Circus.

Was ich hier gesagt habe, muß dem Lande, wo man von Kind auf mit dem Jodeln und der Ländlermusik verwachsen ist, eigen vorkommen, und doch ist es so. Ich habe es daher absichtlich geschrieben, nicht als Entschuldigung für die Städter, sondern um zu zeigen, wie die Abneigung